

YASMINA KHADRA

*Die Schuld des Tages
an die Nacht*

Roman

Aus dem Französischen
von Regina Keil-Sagawe

Ullstein

Die französische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *Ce que le jour doit à la nuit*
bei den Éditions Julliard, Paris.



Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
Recyclingholz oder -fasern

Zert.-Nr. SGS-COC-003091
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

»Wie anderswo ist man auch in Oran aus
Zeitmangel und Gedankenlosigkeit gezwungen,
sich zu lieben, ohne es zu wissen.«

Albert Camus, *Die Pest*

»Ich liebe Algerien – ich habe es deutlich
zu spüren bekommen.«

Gabriel García Márquez

ISBN 978-3-550-08790-5

© 2008 Éditions Julliard, Paris
© der deutschsprachigen Ausgabe
2010 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Granjon bei
LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: Bercker, Kevelaer
Printed in Germany

I.

Djenane Djato

I.

MEIN VATER WAR GLÜCKLICH.

Und ich dachte immer, er hätte gar kein Talent zum Glücklichsein.

Seine gelöste Miene, aus der alle Ängste verschwunden waren, war mir zuweilen nicht ganz geheuer.

Er kauerte auf einem Haufen Steine, hatte die Arme um die Knie geschlungen und schaute dem Abendwind zu, der die schlanken Halme umfing, sich auf ihnen niederließ, sie fieberhaft zauste. Die Weizenfelder wogten wie abertausend Pferdemähnen. Nicht anders als sturmgepeitschte Meereswellen. Und mein Vater lächelte. Ich erinnere mich nicht, dass ich ihn je hätte lächeln sehen; er war es nicht gewohnt, seine Zufriedenheit zu zeigen – hätte er je Grund dazu gehabt? Er war leidgeprüft, sein Blick ständig auf der Lauer, sein Leben eine einzige Abfolge von Enttäuschungen. Er traute der Zukunft nicht über den Weg, witterte hinter jedem neuen Tag Treulosigkeit und Verrat.

Freunde hatte er meines Wissens nicht.

Wir lebten zurückgezogen auf unserem Stückchen Land, Gespenstern gleich, die sich selbst überlassen sind, im nagenden Schweigen derer, die einander nicht viel zu sagen haben: meine Mutter im Dunkel der Baracke über ihren Kessel gebeugt, mechanisch in einer trüben Brühe rührend, die vor allem aus Erdmandeln bestand, Zahra, meine Schwester, drei Jahre jünger als ich, in einem vergessenen Winkel hockend, so unscheinbar, dass

man ihre Gegenwart glatt übersah, und ich, ein magerer und verschlossener Knabe, kaum erblüht und schon halb verwelkt, der schwer an der Last seiner zehn Jahre trug.

Es war kein Leben; wir existierten, mehr nicht.

Dass wir morgens aufwachten, grenzte an ein Wunder, und abends vor dem Einschlafen fragten wir uns, ob es nicht vernünftiger wäre, die Augen ein für alle Male zu schließen. Wir waren überzeugt, alles Wesentliche gesehen zu haben und dass es letztlich nicht der Mühe wert war. Die Tage waren einander zum Verzweifeln ähnlich; sie brachten nichts, und wenn sie vergingen, nahmen sie unsere letzten Illusionen mit, hinter denen wir hertrabten wie der Esel hinter der Möhre, die man ihm vor die Nase bindet.

Es waren die 1930er Jahre, Elend und Epidemien dezimierten die Familien und ihre Viehbestände mit unfassbarer Grausamkeit. Wer überlebte, dessen Los war die bittere Not, wenn er sich nicht zum Fortgehen entschloss. Die wenigen Verwandten, die wir noch hatten, gaben keinerlei Lebenszeichen von sich. Und die Lumpengestalten, die in der Ferne vorüberzogen, hätte der Horizont bestimmt im Handumdrehen wieder verschluckt, denn von dem Pfad, dessen Furchen sich bis zu unserer armseligen Behausung hinzogen, war kaum noch etwas übrig geblieben.

Meinem Vater war das egal.

Er war gern allein, zog keuchend seinen Pflug, die Lippen weiß vor Schaum. Manchmal kam er mir vor wie ein Gott, der seine Welt neu erfindet, und ich konnte ihn stundenlang beobachten, so fasziniert war ich von seiner Widerstandskraft und Hartnäckigkeit.

Wenn meine Mutter mich beauftragte, ihm das Essen zu bringen, trödelte ich besser nicht herum. Mein Vater pflegte sein karges Mahl pünktlich einzunehmen, er wollte immer gleich weiterarbeiten. Ich hätte gern einmal ein nettes Wort aus seinem Mund gehört oder nur eine Minute seine Aufmerksamkeit gehabt; doch mein Vater hatte nur für eines Augen, für

sein Land. Nirgends als hier, inmitten dieses weizenblonden Universums, war er in seinem Element. Durch nichts und niemand, nicht einmal die, die seinem Herzen am nächsten standen, ließ er sich davon ablenken.

Wenn er bei Sonnenuntergang in unsere Lehmhütte zurückkam, verloren seine Augen ihren Glanz. Er wurde ein anderer, ein Durchschnittswesen, reizlos und uninteressant. Fast enttäuschte er mich.

Aber seit einigen Wochen schwebte er im siebten Himmel. Die Ernte versprach überraschend gut auszufallen und all seine Prognosen in den Schatten zu stellen ... Da er bis über beide Ohren verschuldet war, hatte er eine Hypothek auf die Ländereien aufgenommen, die seit Generationen im Besitz der Familie waren, und er wusste, dass er gerade sein letztes Pulver verschoss. Er ackerte für zehn, mit einer heiligen Wut im Bauch, und gönnte sich keine Verschnaufpause; blauer Himmel versetzte ihn in Panik, die kleinste Wolke begeisterte ihn. Ich hatte ihn nie zuvor so inständig beten und sich so hartnäckig verausgaben sehen. Und als der Sommer kam und der Weizen die Ebene mit glitzernden Pailletten überzog, nahm mein Vater auf seinem Steinhaufen Platz und rührte sich nicht mehr vom Fleck. Unter seinem Hut aus Alfagras saß er da und betrachtete tagaus, tagein die künftige Ernte, die nach so vielen undankbaren, mageren Jahren endlich einen Lichtblick versprach.

Bald war Erntezeit. Je näher sie rückte, desto unruhiger wurde mein Vater. Er sah sich bereits mit geschwungenem Arm die Garben schneiden, sah sich Hunderte von Vorhaben bündeln und in Hülle und Fülle seine Hoffnungen speichern.

Knapp eine Woche zuvor hatte er mich neben sich auf den Karren gesetzt und war mit mir in das Dorf gefahren, das einen Steinwurf weit hinterm Berg lag. Normalerweise nahm er mich nie irgendwohin mit. Vielleicht hatte er gedacht, dass es jetzt, wo es aufwärtsging, wohl an der Zeit sei, ein anderes Verhalten an den Tag zu legen und eine neue Denkweise zu entwickeln, sich eine neue Sicht auf die Dinge zuzulegen. Unterwegs hatte

er sogar ein Beduinenlied geträllert. Ich hatte ihn zum ersten Mal im Leben singen hören. Seine Stimme schwankte beständig hin und her, so schräg und so schief, dass es den letzten Ackergaul in die Flucht geschlagen hätte, doch für mich gab es nichts Schöneres – kein Bariton hätte sich mit ihm messen können. Gleich danach verstummte er wieder, verblüfft, dass er sich so hatte gehen lassen können, ja nachgerade beschämt, sich vor seinem Sprössling so zur Schau gestellt zu haben.

Das Dorf verhiess nichts Gutes. Ein verlorenes Loch von tödlicher Tristesse, mit rissigen Lehmstrohkhütten, die von Armut kündeten, und Gassen, die so hässlich waren, dass sie sich am liebsten verkrochen hätten, hätten sie nur gewusst, wohin. Dazu ein paar dürre Bäume, von Ziegen benagt, die ihr Martyrium still erduldeten, hoch aufragend wie Galgen. Unten am Stamm hockten Nichtstuer, mit denen es nicht weit her war. Wie ausgerangierte Vogelscheuchen sahen sie aus, sich selbst überlassen, kurz davor, sich im nächsten Wirbelsturm aufzulösen.

Mein Vater hielt seinen Karren vor einer hässlichen Bude an, vor der ein Haufen barfüßiger Kinder herumhing, die statt in Ganduras in grob zusammengenähten Jutesäcken steckten. Die kahlgeschorenen, von eitrigem Schorf gesprenkelten Schädel verliehen ihrer Erscheinung etwas Endgültiges, fast das Signum einer Verdammnis. Sie umringten uns mit der Neugier eines Rudels Jungfuchse, in deren Revier unerlaubt eingedrungen wird. Mein Vater stieß sie mit der Hand beiseite, bevor er mich in den Laden schob, wo ein Mann zwischen leeren Regalen vor sich hin döste. Er machte sich nicht einmal die Mühe aufzustehen, um uns zu begrüßen.

»Ich bräuchte Männer und Material für die Ernte«, erklärte ihm mein Vater.

»Ist das alles?«, erwiderte der Händler mit matter Stimme. »Ich habe auch Zucker und Salz, Öl und Gieß im Angebot.«

»Jetzt nicht, später dann. Kann ich auf dich zählen?«

»Wann brauchst du sie, die Männer und ihre Gerätschaften?«

»Wie wäre es nächsten Freitag?«

»Du bist der Boss. Du pfeifst, und sie kommen.«

»Gut, dann sagen wir Freitag nächster Woche.«

»Einverstanden«, brummte der Händler und zog sich den Turban ins Gesicht. »Freut mich zu hören, dass du deine Ernte gerettet hast.«

»Vor allem habe ich meine Seele gerettet«, antwortete mein Vater, schon im Gehen.

»Dazu müsste man erst mal eine haben, mein Freund.«

Mein Vater war auf der Türschwelle zusammengezuckt. Er hatte aus der Bemerkung des Händlers wohl eine giftige Anspielung herausgehört. Er kratzte sich am Kopf, kletterte auf seinen Karren und machte sich auf den Rückweg. Sein Selbstwertgefühl war empfindlich getroffen. Sein Blick, der am Morgen noch so strahlend war, hatte sich verdüstert. Er muss die Antwort des Händlers als böses Omen gedeutet haben. So war das mit ihm; man brauchte ihm nur leise zu widersprechen, schon war er aufs Schlimmste gefasst; man brauchte nur seinen Eifer zu loben, schon fühlte er sich dem bösen Blick ausgesetzt. Ich war mir sicher, dass er es im tiefsten Inneren schon bedauerte, lauthals gejubelt zu haben, obwohl noch nicht eine Ähre im Sack war.

Während der Rückfahrt hatte er sich wie eine Schlange in sich selbst verkrochen und das Maultier unablässig mit der Gerte angetrieben. Aus jeder seiner Bewegungen sprach düstere Wut.

In Erwartung besagten Freitags hatte er uralte Erntemesser ausgegraben, kaputte Sicheln und anderes Werkzeug, das er noch reparieren wollte. Ich folgte ihm in gebührendem Abstand mit meinem Hund, stets auf einen Befehl von ihm lauernd, der mir erlaubt hätte, mich nützlich zu machen. Doch mein Vater brauchte niemanden. Er wusste genau, was er zu tun hatte und wo er das, was er brauchte, finden konnte.

Dann, eines Nachts, brach ohne Vorwarnung das Unglück über uns herein. Unser Hund heulte, wie er noch nie geheult

hatte. Ich dachte, die Sonne habe sich vom Firmament gelöst und sei auf unserem Grund und Boden zerschellt. Es musste drei Uhr morgens sein, doch unsere Hütte war taghell erleuchtet. Meine Mutter stand fassungslos auf der Türschwelle, beide Hände an die Schläfen gepresst. Der Lichtschein von draußen ließ ihren vervielfachten Schatten über die Innenwände tanzen. Meine Schwester duckte sich im Schneidersitz auf ihrer Matte im Eck, am Daumen lutschend, mit leerem Blick.

Ich rannte in den Hof hinaus und erblickte ein Flammenmeer, das sich unaufhaltsam über unsere Felder ergoss; es loderte bis hoch zum Himmelszelt, an dem kein Stern mehr Wache hielt.

Mein Vater war völlig von Sinnen. Schweißnass, den nackten Rücken von schwärzlichen Spuren überzogen, eilte er mit einem armseligen Eimer hin und her, tauchte ihn in die Viehtränke, hastete zur Feuersglut, verschwand im Flammenmeer, kam zurück, um neues Wasser zu holen, und tauchte wieder ein in die Höllenglut. Er merkte gar nicht, wie albern es war, dass er sich so standhaft weigerte, den Tatsachen ins Auge zu sehen, zu erkennen, dass kein Gebet und kein Wunder jetzt noch verhindern konnten, dass seine Träume sich in Rauch auflösten. Meine Mutter sah sehr wohl, dass alles verloren war. Sie schaute ihrem Mann zu, der wie ein Wilder umhersprang, und fürchtete, ihn für immer in der Glut verschwinden zu sehen. Mein Vater war imstande, mit beiden Armen die brennenden Garben an sich zu drücken und sich mit ihnen zusammen verbrennen zu lassen. Denn war er inmitten seiner Felder nicht in seinem ureigenen Element?

Im Morgengrauen war mein Vater noch immer dabei, die Rauchkräusel zu besprengen, die von den verkohlten Weizenbüscheln aufstiegen. Von den Feldern war nichts übriggeblieben, doch er brachte es nicht übers Herz, sich das einzugestehen. Aus trotziger Verbitterung.

Das war doch nicht gerecht.

Drei Tage vor Erntebeginn.

Knapp vor der Errettung.

So kurz vor Tilgung seiner Schuld.

Am späten Vormittag fügte mein Vater sich schließlich in das Offenkundige. Den Eimer am ausgestreckten Arm, wagte er es endlich, den Blick über das ganze Ausmaß des Desasters streifen zu lassen. Lange schwankte er auf zitterigen Waden umher, mit verzerrten Zügen, blutrotem Blick, dann sank er auf die Knie, streckte sich bäuchlings auf dem Boden aus und überließ sich, während wir ungläubig zusahen, dem, was ein Mann, ein echter Mann, eigentlich niemals in Anwesenheit anderer tat – er weinte, bis er keine Tränen mehr hatte.

Da begriff ich, dass unsere Schutzheiligen uns unwiderruflich verstoßen hatten und dass fortan, bis zum Tag des Jüngsten Gerichts, das Unglück unser Schicksal war.

Die Zeit war für uns einfach stehengeblieben. Natürlich verbarg sich der Tag noch immer vor der Nacht, folgte der Abend auf die Morgenröte, kreisten die Geier weiter am Himmel, aber was uns betraf, schienen die Dinge an ihr Ende gelangt. Ein neues Kapitel wurde aufgeschlagen, und wir kamen darin nicht mehr vor. Mein Vater irrte unablässig über seine verwüsteten Felder, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, inmitten von Schatten und Schutthaufen – ein Geist, der nicht von seinen Ruinen loskommt. Meine Mutter beobachtete ihn durch das Mauerloch, das ihr als Sehschlitz diente. Und immer wenn er sich mit der flachen Hand auf die Oberschenkel oder die Wangen schlug, vollführte sie eine Schutzgeste, wobei sie die Namen sämtlicher Marabouts der Region murmelte, überzeugt, ihr Mann habe den Verstand verloren.

Eine Woche später erschien ein Mann bei uns. Wie ein Sultan sah er aus mit seinem Prunkgewand, dem sorgsam gestutzten Bart und der medaillenbestückten Brust. Es war der Kaid, und er kam in Begleitung seiner Prätorianergarde. Ohne aus seiner Kalesche zu steigen, herrschte er meinen Vater an, er solle seine Fingerabdrücke auf den Papieren hinterlassen, die ein

hohlwangiger Franzose mit wachsbleichem Teint, der von Kopf bis Fuß schwarz gewandet war, flugs aus seinem Aktenkoffer zog. Mein Vater ließ sich das lieber nicht zweimal sagen. Er tauchte seine Fingerkuppen in einen tintengetränkten Schwamm und drückte sie auf die Blätter. Kaum waren die Dokumente unterzeichnet, war der Kaid schon wieder verschwunden. Mein Vater blieb wie angewurzelt im Innenhof stehen, schaute bald auf seine tintenbefleckten Hände, bald auf die Kalesche, die in Richtung der nächsten Hügelkuppe entschwand. Weder meine Mutter noch ich hatten den Mut, ihn anzusprechen.

Am nächsten Morgen verstaute meine Mutter ihre kläglichen Habseligkeiten auf dem Eselskarren ...

Es war vorbei.

Mein Leben lang werde ich mich an jenen Tag erinnern, an dem mein Vater durch den Spiegel ging. Es war ein fahler Tag mit fliehenden Horizonten und einer Sonne, die wie am Kreuz über den Bergen hing. Es ging gegen Mittag, doch ich hatte das Gefühl, mich in einem Helldunkel aufzulösen, in dem alles erstarrt war, aus dem sämtliche Geräusche sich verflüchtigt hatten, sich das Universum auf leisen Sohlen zurückzog, um uns ganz unserer Verzweiflung zu überlassen.

Mein Vater saß mit eingezogenem Kopf auf dem Kutschbock, den Blick starr zu Boden gerichtet, die Zügel in Händen, und ließ dem Maultier freien Lauf. Meine Mutter hatte sich in die Ecke verkrochen, dicht an die Sprossen gedrückt, ganz in ihre Schleier gehüllt, kaum noch erkennbar zwischen ihren Bündeln. Und meine kleine Schwester lutschte noch immer am Daumen, hatte noch immer ihren abwesenden Blick. Meine Eltern merkten gar nicht, dass ihre Tochter keine Nahrung mehr aufnahm, dass seit dieser Nacht, in der die Hölle unsere Felder heimgesucht hatte, in ihrem Geist etwas zu Bruch gegangen war.

Unser Hund lief mit gesenktem Kopf in weitem Abstand hinter uns her. Ab und zu stoppte er auf einem Erdhügel, setzte

sich auf die Hinterläufe, wie um zu sehen, ob er wohl durchhalten würde, bis wir am Horizont verschwunden waren, sprang dann wieder auf, preschte weiter die Piste entlang, versuchte uns einzuholen, die Schnauze dicht am Boden. Je näher er kam, umso matter wurde er, hockte sich wieder am Rand der Piste hin, unglücklich und ratlos. Er ahnte wohl, dass es da, wo wir hingingen, keinen Platz für ihn gab. Als wir den Hof verließen, hatte mein Vater ein paar Steine nach ihm geworfen, um es ihm klarzumachen.

Ich hatte meinen Hund sehr lieb. Er war mein einziger Freund, mein einziger Vertrauter. Ich fragte mich, was aus uns beiden wohl werden würde, jetzt, da unsere Wege sich trennten.

Wir hatten unendlich viele Meilen zurückgelegt, ohne eine Menschenseele zu treffen. Es war, als hätte das Schicksal die ganze Gegend entvölkert, um uns für sich allein zu haben. Nackt und trostlos zog sich die Piste vor uns hin. So orientierungslos wie wir selbst.

Am späten Nachmittag, als wir von der Sonne schon völlig erschlagen waren, entdeckten wir endlich einen schwarzen Punkt am Horizont. Es war das Zelt eines Gemüsehändlers, eine Art Gerüst aus Pflöcken und Juteleinwand, mitten im Nirgendwo aus dem Boden gestampft, als wär's eine Halluzination. Mein Vater hieß meine Mutter, im Schutz eines Felsens auf ihn zu warten. Bei uns haben die Frauen sich abseits zu halten, wenn die Männer sich treffen; es gibt keine größere Schande, als mit ansehen zu müssen, wie die eigene Frau von jemand anderem beäugt wird. Meine Mutter fügte sich und kauerte sich mit Zahra im Arm an den ihr zugewiesenen Platz.

Der Händler war ein verschrumpeltes Männchen mit einem wieselflinken Blick aus tiefen Augenhöhlen in einem von schwärzlichen Pusteln übersäten Gesicht. Er trug eine arabische Kutte, die über den halbverschimmelten Latschen, aus denen unförmige Zehen ragten, schon ganz eingerissen war. Seine abgetragene Weste kaschierte nur notdürftig den eingefallenen

Brustkorb. Misstrauisch beobachtete er uns unter seinem Schattendach hervor, umkrampfte mit der Hand einen Knotenstock. Als er merkte, dass wir keine Diebe waren, ließ er seinen Knüppel los und machte einen Schritt ins Licht, auf uns zu.

»Die Leute sind so gemein, Issa!«, erklärte er ohne lange Vorrede, an meinen Vater gewandt. »Das liegt in der menschlichen Natur. Es bringt wenig, ihnen deshalb böse zu sein.«

Mein Vater hielt seinen Karren in Höhe des Mannes an und stellte die Bremse fest. Er verstand durchaus, worauf der Händler da anspielte, doch er antwortete nicht.

Der Händler klatschte mit empörter Miene in die Hände:

»Als ich neulich nachts das Feuer von weitem sah, war mir gleich klar, dass da ein armer Teufel in seine Hölle zurückkehrte, nur dachte ich nicht im Geringsten daran, dass es dich getroffen haben könnte.«

»Es war der Wille des Herrn«, erklärte mein Vater.

»Das stimmt nicht, und das weißt du auch. Dort, wo Menschen das Sagen haben, wird der Wille des Herrn missachtet. Es ist ungerecht, ihm die Missetaten, die allein wir Menschen verüben, anzulasten. Wer konnte dich nur so hassen, dass er deine ganze Ernte verbrannte, mein guter Issa?«

»Gott entscheidet, welches Übel uns treffen soll«, antwortete mein Vater.

Der Händler zuckte die Achseln:

»Die Menschen haben Gott doch nur erfunden, um ihre Dämonen abzulenken.«

Während mein Vater einen Fuß auf den Boden setzte, blieb ein Teil seiner Gandura am Kutschbock hängen. Auch das hielt er wieder für ein böses Omen. Sein Gesicht verdunkelte sich vor unterdrückter Wut.

»Du fährst nach Oran?«, fragte der Händler ihn.

»Wer hat dir das denn erzählt?«

»Man geht immer in die Stadt, wenn man alles verloren hat ... Sei nur vorsichtig, Issa. Das ist kein Ort für euch. In Oran wimmelt es nur so von Gaunern und Tagedieben, die gewissen-

los und gefährlicher sind als jede Kobra, verschlagener als der Böse in Person.«

»Warum erzählst du mir diese Ammenmärchen?«, entgegnete mein Vater gereizt.

»Weil du nicht weißt, wohin du den Fuß setzt. Auf den Städten lastet ein Fluch. Die Baraka unserer Ahnen reicht nicht so weit. Wer sich dorthin vorgewagt hat, ist niemals zurückgekommen.«

Mein Vater hob die Hand, um seinem Geschwätz Einhalt zu gebieten.

»Ich biete dir meinen Leiterwagen an. Die Räder und der Boden sind solide, und das Maultier ist keine vier Jahre alt. Dein Preis ist mein Preis.«

Der Händler musterte flüchtig das Gespann.

»Ich fürchte, ich werde dir dafür nicht viel geben können, Issa. Glaube nur ja nicht, dass ich deine Lage ausnutzen will. Aber es kommen selten Reisende hier vorbei, und ich bleibe oft auf meinen Melonen sitzen.«

»Ich bin zufrieden mit dem, was du mir gibst.«

»Eigentlich brauche ich gar keinen Karren und auch kein Maultier ... Ich habe ein paar Sous in der Kasse. Die will ich gern mit dir teilen. Du hast mir früher, wenn Not am Mann war, oft geholfen. Dein Gespann kannst du mir getrost anvertrauen. Ich werde schon einen Käufer dafür finden. Dein Geld kannst du holen kommen, wann immer du willst. Ich rühre es nicht an.«

Mein Vater dachte keine Sekunde über den Vorschlag nach. Er hatte keine Wahl. Er streckte zustimmend die Hand aus.

»Du bist ein feiner Kerl, Miloud. Ich weiß, dass du nicht betrügst.«

»Wer betrügt, betrügt am Ende immer nur sich selbst, Issa.«

Mein Vater überließ mir zwei der Bündel, lud sich den Rest auf, steckte die paar Münzen ein, die der Händler ihm gab, und machte sich eilends auf den Rückweg zu meiner Mutter, ohne einen Blick für das, was er hinter sich ließ.

Wir sind so lange marschiert, bis wir unsere Beine nicht mehr spürten. Die Sonne drückte uns nieder. Das grelle Licht, das die ausgedörrte, menschenleere Erde reflektierte, stach uns in die Augen. Meine Mutter schwankte hinter uns her gleich einer gespenstischen Mumie in ihrem Leichentuch und hielt nur an, um meine kleine Schwester vom rechten auf den linken Arm zu setzen. Mein Vater kümmerte sich kein bisschen um sie. Er ging aufrecht, mit unbeugsamem Schritt, und zwang uns sein Tempo auf. Ausgeschlossen, dass meine Mutter oder ich ihn hätten bitten können, ein wenig langsamer zu gehen. Ich hatte mir die Fersen in meinen Sandalen schon wund gelaufen, und mein Rachen brannte wie Feuer, doch ich hielt durch. Um Erschöpfung und Hunger zu überlisten, konzentrierte ich mich auf den dampfenden Rücken meines Erzeugers, auf die Art und Weise, wie er seine Lasten geschultert hatte, und seinen gleichmäßigen, zornigen Schritt, mit dem er den bösen Geistern Fußtritt um Fußtritt zu versetzen schien. Nicht ein Mal hat er sich umgedreht, um zu sehen, ob wir noch da waren.

Die Sonne ging bereits unter, als wir endlich auf der »Straße der Rumis« ankamen, das heißt auf dem Asphalt. Mein Vater suchte sich einen einzelnen Olivenbaum hinter einem kleinen Hügel aus, geschützt vor neugierigen Blicken, und machte sich daran, das Dornengestrüpp ringsum zu entfernen, damit wir uns dort niederlassen konnten. Dann prüfte er noch, ob kein toter Winkel die Straße verbarg, und ließ uns erst dann unsere Bündel ablegen, als er sich davon überzeugt hatte. Meine Mutter fand für die schlafende Zahra ein Plätzchen am Fuß des Baums, breitete ein Tuch über sie und holte Topf und Kochlöffel aus ihrem Korb.

»Heute kein Feuer«, wandte mein Vater ein. »Heute essen wir nur Dörrfleisch.«

»Wir haben keines. Ich habe nur noch ein paar frische Eier.«

»Ich sagte doch, kein Feuer. Es soll niemand merken, dass wir hier sind ... Dann essen wir eben Tomaten und Zwiebeln.«

Die Gluthitze legte sich, und die Blätter an den Ölbaum-

zweigen begannen sich sachte im Wind zu regen. Eidechsen raschelten durchs trockene Gras. Die Sonne zerfloss am Horizont wie ein aufgeschlagenes Ei.

Mein Vater hatte sich unter einem Felsen ausgestreckt, ein Knie ragte in die Luft, den Turban hatte er sich über das Gesicht gezogen. Er hatte nichts zu sich genommen. Als sei er uns böse.

Kurz bevor es dunkelte, tauchte eine männliche Gestalt auf einem Bergkamm auf und wedelte heftig mit den Armen. Näher kommen konnte er nicht, aus Respekt vor meiner Mutter. Mein Vater schickte mich los, um ihn zu fragen, was er wolle. Es war ein Hirte in abgerissener Kleidung, mit welchem Gesicht und rauen Händen. Er bot uns ein Dach überm Kopf und zu essen an. Mein Vater lehnte die Gastfreundschaft ab. Der Hirte beharrte darauf – seine Nachbarn würden ihm nicht verzeihen, eine Familie im Freien übernachten zu lassen, in unmittelbarer Nähe seiner Hütte. Mein Vater lehnte mit aller Entschiedenheit ab. »Ich will niemandem etwas schulden«, brummelte er. Der Hirte war tief gekränkt. Schimpfend stapfte er zu seiner mageren Ziegenherde zurück.

Wir verbrachten die Nacht also unter freiem Himmel. Meine Mutter und Zahra unter dem Olivenbaum, ich unter meiner Gandura, während mein Vater auf einem Felsen Wache hielt, einen Säbel zwischen die Schenkel geklemmt.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war mein Vater wie verwandelt. Er war frisch rasiert, hatte sich an einer Quelle das Gesicht gewaschen und saubere Kleidung angezogen, eine Weste über einem ausgebleichen Hemd, dazu eine Pluderhose, in der ich ihn noch nie gesehen hatte, und nicht mehr ganz neue, aber frisch geputzte Lederschuhe.

Der Bus kam in dem Moment um die Ecke, als die Sonne sich gerade über den Horizont schob. Mein Vater stapelte unser Hab und Gut auf dem Omnibusdach und kommandierte uns dann auf die Hinterbank. Zum ersten Mal im Leben sah ich einen Omnibus. Als er losholperte, klammerte ich mich an meinen Sitz, verängstigt und fasziniert zugleich. Hier und da dösten ein

paar Passagiere vor sich hin, meist Rumis, Europäer, in ärmlichen Anzügen. Ich konnte nicht genug von der Landschaft bekommen, die beidseits der Scheiben vorüberzog. Der Fahrer vorne beeindruckte mich sehr. Ich sah von ihm nur den Rücken, der so breit wie eine Festung war, und seine kräftigen Arme, die das Lenkrad machtvoll hin und her wuchteten. Rechts von mir schwankte ein zahnloser Greis bei jeder Kurve auf seinem Sitz hin und her. Zu seinen Füßen stand ein hutzliger Flechtkorb, in den er bei jeder Biegung griff, um zu prüfen, ob noch alles heil war.

Der unerträgliche Dieselgeruch und die Haarnadelkurven machten mir schließlich zu schaffen, ich döste ein, mit flauem Magen und einem Kopf wie ein Platzballon.

Der Bus hielt auf einer freien Fläche, die von Bäumen eingefasst war, gegenüber einem großen roten Backsteingebäude. Die Reisenden stürzten sich auf ihr Gepäck, traten mir in der Eile auch auf die Füße, aber ich merkte es gar nicht. Ich war so überwältigt von dem, was ich sah, dass ich völlig vergaß, meinem Vater mit dem Gepäck zu helfen.

Die Stadt ...!

Nie hätte ich mir träumen lassen, dass es derart weitverzweigte Ansiedlungen geben könnte. Es war ungeheuerlich. Im ersten Moment fragte ich mich, ob das Unwohlsein, das mich im Bus befallen hatte, mir nicht einen Streich spielte. Hinter dem Platz reihten sich, so weit der Blick reichte, Häuser auf, hübsch aneinandergeschachtelt, mit blumengeschmückten Balkons und hohen Fenstern. Die Straßen waren asphaltiert und von Gehwegen gesäumt. Ich konnte es nicht fassen, fand noch nicht einmal Worte für all das, was mir ins Auge fiel. Allenthalben erhoben sich wunderschöne Anwesen hinter schwarz gestrichenen Eisengittern, verspielt und imposant zugleich. Familien saßen entspannt auf ihrer Veranda, an weißen Tischen, auf denen Karaffen und hohe Gläser mit Orangeade standen, während Kinder mit rosigem Teint und goldenem Haar in den Gärten tollten. Ihr Lachen sprudelte durchs Blatt-

werk, kristallklar wie ein Wasserstrahl. Diese vom Schicksal begünstigten Orte verströmten eine Ruhe und ein Wohlgefühl, wie ich es nie für möglich gehalten hätte – sie bildeten den Gegenpol zum Gestank, der bei uns auf dem Land herrschte, wo die Gemüsegärten im Staub verreckten und die Viehverschläge heiterer wirkten als unsere Elendshütten.

Ich war auf einem anderen Stern.

Ich stolperte hinter meinem Vater her, wie betäubt vom Anblick dieses ganzen Grüns, das von Natursteinmäuerchen und schmiedeeisernem Gitterwerk eingefasst war, von den breiten und sonnenbeschienenen Boulevards, den hoheitsvoll aufragenden Straßenlaternen, die steif wie die Schildwachen standen. Und dann erst die Automobile! Ich hatte rund ein Dutzend gezählt. Knatternd tauchten sie aus dem Nichts auf, sterschnuppengleich, und waren schneller um die nächste Ecke verschwunden, als ich mir etwas hätte wünschen können.

»Wo sind wir hier?«, fragte ich meinen Vater.

»Halt den Mund und lauf weiter«, gab er zurück. »Und schau nach unten, damit du nicht in ein Loch fällst.«

Wir waren in Oran.

Mein Vater lief stur geradeaus, er wusste genau, wo er den Fuß hinsetzte, nicht die Spur eingeschüchtert von den schnurgeraden Straßen mit all den schwindelerregenden Gebäuden, die sich ins Unendliche verzweigten und einander dabei so ähnlich waren, dass man den Eindruck hatte, auf der Stelle zu treten. Und was besonders seltsam war: Die Frauen waren unver Schleiert. Sie gingen mit bloßem Gesicht spazieren, die älteren mit seltsamen Frisuraufbauten, die jüngeren halbnackt, mit flatternden Haaren, und die Gegenwart der Männer schien sie nicht im Geringsten in Verlegenheit zu bringen.

Etwas weiter hinten legte sich der Trubel. Wir kamen in ruhigere, schattige Ecken, in denen eine tiefe Stille herrschte, nur ab und zu von einer vorüberfahrenden Kalesche unterbrochen oder vom Geräusch eines Eisenrollos, das gerade heruntergelassen wurde. Einige europäische Greise saßen mit krebsroten

Gesichtern geruhsam vor ihren Haustüren. Sie trugen kurze weite Hosen und offene Hemden, die den Blick auf ihre Schmerzbäuche freigaben, dazu breitrempige, in den Nacken geschobene Hüte. Sie plauderten, von der Hitze erschöpft, vor sich am Boden ein Glas Anisette, und fächelten sich mechanisch Kühlung zu. Mein Vater lief blick- und grußlos an ihnen vorbei. Er versuchte sie zu ignorieren, doch sein Schritt federte merklich weniger als zuvor.

Wir kamen auf einen Boulevard voller Müßiggänger, die einen Schaufensterbummel machten. Mein Vater ließ erst die Trambahn vorbei, bevor er die Straße überquerte. Er zeigte meiner Mutter, wo sie auf uns warten sollte, vertraute ihr unsere sämtlichen Bündel an und befahl mir, ihm zu einer Apotheke am Ende der Allee zu folgen. Er warf einen Blick durch das Ladenfenster, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht in der Anschrift irrte, dann rückte er seinen Turban zurecht, strich seine Weste glatt und trat ein. Ein hochgewachsener, schlanker Mann stand hinter dem Tresen und notierte etwas in ein Register, er trug einen Anzug mit Weste und einen roten Fes auf seinem blonden Haar. Seine Augen waren blau, sein Gesicht war von feinem Schnitt, und ein dünner Schnurrbart säumte den schmalen Schlitz seines Mundes. Als er meinen Vater eintreten sah, runzelte er kurz die Stirn, dann klappte er seitlich ein Brett hoch und kam hinter dem Tresen hervor, um uns zu begrüßen.

Die beiden Männer fielen sich in die Arme.

Die Umarmung war kurz, aber innig.

»Ist das mein Neffe?«, erkundigte sich der Unbekannte und kam auf mich zu.

»Ja«, sagte mein Vater.

»Gott, wie schön er ist.«

Es war mein Onkel. Bis dahin wusste ich nicht einmal, dass ich einen hatte. Mein Vater hatte uns nie von seiner Familie erzählt. Noch von sonst jemandem. Es war schon viel, wenn er überhaupt das Wort an uns richtete.

Mein Onkel kauerte sich vor mich hin, um mich an sich zu drücken.

»Da hast du ja einen Prachtkerl von jungem Mann, Issa.«

Mein Vater wollte dem lieber nichts hinzufügen. An der Art, wie er die Lippen bewegte, erkannte ich, dass er lautlos Koranverse rezitierte, um den bösen Blick abzuwenden.

Der Mann erhob sich wieder und musterte schweigend meinen Vater. Nach einer Weile kehrte er hinter seinen Tresen zurück, ohne den Blick von meinem Vater zu nehmen.

»Es ist nicht leicht, dich deinem Erdloch zu entreißen, Issa. Ich nehme an, es ist etwas Schlimmes passiert. Seit Jahren hast du deinen älteren Bruder nicht mehr besucht.«

Mein Vater strich nicht lange um den heißen Brei herum. Er erzählte in einem Zug, was zu Hause passiert war, die Ernte, die sich in Rauch aufgelöst hatte, der Blitzbesuch des Kaid ... Mein Onkel hörte aufmerksam zu, ohne ihn auch nur einmal zu unterbrechen. Ich sah, wie seine Hände abwechselnd die Tischkante umklammerten oder sich zu Fäusten ballten. Am Ende des Berichts schob er seinen Fes zurück und wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn. Er war äußerst betroffen, doch er versuchte, den Schock, so gut es ging, zu verarbeiten.

»Du hättest mich bitten können, dir Geld vorzustrecken, statt unsere Ländereien zu verpfänden, Issa. Du weißt doch genau, dass damit nur eine Galgenfrist gewonnen ist. Viele der Unsrigen haben schon angebissen, und du hast ja erlebt, wie die Geschichte für sie ausgegangen ist. Wie konntest du dir nur so das Fell über die Ohren ziehen lassen?«

In seiner Stimme lag kein Vorwurf, nur eine gewaltige Enttäuschung.

»Was geschehen ist, ist geschehen«, erwiderte mein Vater, dem die Argumente ausgegangen waren. »Gott hat es so gewollt.«

»Er hat doch nicht die Verwüstung deiner Felder befohlen ... Gott hat nichts mit der Bosheit der Menschen zu tun. Und der Teufel auch nicht.«

Mein Vater hob die Hand, um die Diskussion zu beenden.

»Ich bin gekommen, um mich in der Stadt niederzulassen«, erklärte er. »Meine Frau und die Tochter warten an der nächsten Ecke auf mich.«

»Ihr kommt erst einmal zu uns. Da könnt ihr euch ein paar Tage ausruhen, so lange, bis ich mir überlegt habe, was ich tun kann ...«

»Nein«, schnitt mein Vater ihm das Wort ab. »Wer wieder hochkommen will, muss sofort damit beginnen. Ich brauche ein eigenes Dach über dem Kopf, noch heute.«

Mein Onkel, der den Sturkopf seines jüngeren Bruders nur allzu gut kannte, versuchte erst gar nicht, ihn umzustimmen. Er brachte uns auf die andere Seite der Stadt ...

Es gibt wohl nichts Brutaleres als diese jähren Gesichtswechsel einer Stadt. Es genügt, einen Häuserblock zu umrunden, schon gelangt man vom Tag in die Nacht, vom Leben in den Tod. Noch heute schaudert es mich jedes Mal beim Gedanken an diese grausige Erfahrung.

Die »Vorstadt«, in der wir landeten, machte jäh all den Liebreiz zunichte, der mich wenige Stunden zuvor so bezaubert hatte. Wir befanden uns zwar noch immer in Oran, nun aber auf der Kehrseite des schönen Scheins. Die prächtigen Anwesen und blühenden Straßenzüge waren einem grenzenlosen Chaos gewichen, das aus Elendshütten und dreckigen Kneipen, winddurchlässigen Nomadenzelten und Viehverschlügen bestand.

»Hier sind wir in Djenane Djato«, sagte mein Onkel. »Heute ist Markttag. Normalerweise geht es hier ruhiger zu«, ergänzte er schnell, um uns zu beruhigen.

Djenane Djato: ein einziges Durcheinander von Bretterbuden und Gestrüpp, in dem es vor quietschenden Karren, Bettlern und Marktschreibern, Eselstreibern im Zweikampf mit ihren Vierbeinern, Wasserträgern, Scharlatanen und zerlumpten Kleinkindern nur so wuselte. Eine ockerfarbene, glühende Brache, staubbedeckt und von übelsten Ausdünstungen durchzogen, auf die Stadtmauern aufgepfropft wie ein bösariges

Geschwür. Die Misere war grenzenlos an dieser schier unbeschreiblichen Örtlichkeit. Und die Menschen, wandelnde Tragödien, verschmolzen nachgerade mit dem eigenen Schatten – Verdammte, mit denen man kurzen Prozess gemacht und die man, weil die Hölle schon überlaufen war, in diesem Jammerthal ausgesetzt hatte. Und die, wenn man sie so sah, Not und Pein der ganzen Welt verkörperten.

Mein Onkel stellte uns ein verkrüppeltes Männchen mit flackerndem Blick und gedrungenem Nacken vor. Er war Makler, genannt Bliss, eine Art Aasgeier, der jedem Unglück auflauerte, aus dem sich Profit schlagen ließ. Zu jener Zeit waren Raubgeier seiner Art Legion. Infolge der Landflucht, die sich wie ein reißender Strom in die Städte ergoss, konnte man ihnen ebenso wenig entkommen wie einem bösen Fluch. Der unsere war keine Ausnahme von der Regel. Er wusste, wir hatten Schiffbruch erlitten und waren ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Ich erinnere mich, er trug einen Zwergenbart, der sein Kinn unverhältnismäßig lang und spitz erscheinen ließ, und eine schmierige Scheschia auf einem kahlen, eingedellten Schädel. Mit seinem Reptilienlächeln und seiner Art, sich die Hände zu reiben, als wollte er uns gleich roh zum Frühstück verspeisen, missfiel er mir auf den ersten Blick.

Er nickte meinem Vater kurz zu, während er meinem Onkel zuhörte, der ihm unsere Lage erklärte.

»Ich glaube, ich hätte da etwas für Ihren Bruder, Doktor«, meinte der Makler schließlich, der meinen Onkel gut zu kennen schien. »Für den Übergang können Sie nichts Besseres finden. Es ist kein Palast, aber die Gegend ist ruhig, und die Nachbarn sind ehrliche Leute.«

Er führte uns zu einem »Patio« im hintersten Winkel einer schmutzigen, verpesteten Sackgasse: ein Wohnhof, der eher einem Stall ähnelte. Er bat uns, draußen zu warten, räusperte sich kräftig auf der Türschwelle, um den Frauen zu bedeuten, sich unsichtbar zu machen, wie es Sitte war, sobald ein Mann ein Haus betrat, und winkte uns dann, als der Weg frei war, herein.

Der Bau bestand aus einem Innenhof, um den die einzelnen Räume angeordnet waren, randvoll mit Familien, die der Hungersnot und dem Typhus auf dem Land entronnen waren und nicht wussten, wohin.

»Hier wären wir«, sagte der Makler und schob einen Vorhang zur Seite, hinter dem sich ein unbewohnter Raum auftat.

Kahl und fensterlos war er, kaum breiter als ein Grab und nicht minder trostlos. Es roch nach Katzenpisse, verrecktem Geflügel und Erbrochenem. Die Mauern, feucht und schwarz, standen nur durch ein Wunder noch aufrecht; der Boden war mit einer dicken Schicht Mist und Rattenkot bedeckt.

»Ihr werdet hier in der Gegend kein preiswerteres Quartier finden«, versicherte uns der Makler.

Der Blick meines Vaters blieb an einer Kolonie von Schaben hängen, die sich an einem schmutzstarrenden Abflussloch häuslich niedergelassen hatten, wanderte nach oben zu den Spinnweben, in denen etliche tote Mücken klebten, während der Makler ihm einen lauernden Blick aus dem Augenwinkel zuwarf.

»Einverstanden«, sagte mein Vater zur großen Erleichterung des Mannes.

Und schon begann er, unsere Habseligkeiten in einer Ecke des Raumes aufzustapeln.

»Die Gemeinschaftslatrinen befinden sich hinten im Hof!« Der Makler geriet nahezu ins Schwärmen. »Es gibt sogar einen Brunnen, allerdings ist er versiegt. Ihr müsst achtgeben, dass die Kinder dem Brunnenrand nicht zu nahe kommen. Im letzten Jahr wurde der Verlust eines kleinen Mädchens beklagt, weil irgendein Trottel vergessen hatte, den Deckel auf den Brunnen zu tun. Abgesehen davon: keine besonderen Vorkommnisse. Meine Mieter sind korrekte Leute, sie machen keinen Ärger. Sie kommen aus dem Hinterland, arbeiten hart und beklagen sich nie. Wenn ihr irgendetwas braucht, wendet euch an mich, an niemanden sonst!«, schärfte er uns ein. »Ich kenne jede Menge Leute und kann rund um die Uhr alles für euch auftreiben,

wenn ihr das nötige Kleingeld habt. Nur zu eurer Information: Ich vermiete auch Matten, Decken, Öllampen und Petroleumkocher. Ihr müsst nur fragen. Dem, der's bezahlt, dem brächte ich noch die Quelle in der blanken Faust.«

Mein Vater hörte schon gar nicht mehr hin. Er verabscheute ihn bereits. Während er für Ordnung in unserer neuen Bleibe sorgte, sah ich, wie mein Onkel den Makler hinauskomplimentierte und ihm verstohlen etwas in die Hand drückte.

»Das dürfte ausreichen, um sie für geraume Zeit in Ruhe zu lassen.«

Der Makler hielt den Geldschein gegen die Sonne, betrachtete ihn mit einem Ausdruck scheelen Triumphs, führte ihn dann an Stirn und Mund und japste:

»Wohl wahr, dass Geld nicht stinkt, bei Gott! Dafür riecht es doch einfach zu gut!«

MEIN VATER HATTE KEINE ZEIT zu verlieren. Er wollte so schnell wie möglich aus der Talsenke heraus. Gleich am nächsten Morgen nahm er mich in aller Herrgottsfrühe auf der Suche nach einer Arbeit mit, die ihm ein paar Sous einbringen mochte. Nur, dass er sich nicht auskannte mit der Stadt und keine Ahnung hatte, wie er es anstellen sollte. Erschöpft und unverrichteter Dinge traten wir bei Einbruch der Dunkelheit den Rückweg an. In der Zwischenzeit hatte meine Mutter unsere Wohnhöhle gereinigt und unsere Sachen ordentlich verstaut. Wir schlangen gierig unser Essen hinunter und schliefen danach auf der Stelle ein.

Am nächsten Morgen, noch zu nachtschlafender Stunde, zogen mein Vater und ich aufs Neue los, um Arbeit zu finden. Nach einem langen Gewaltmarsch erregte ein dichtes Menschengedränge unsere Aufmerksamkeit.

»Was ist da los?«, fragte mein Vater einen in Lumpen gehüllten Bettler.

»Sie suchen Träger, um einen Frachter zu entladen.«

Mein Vater hielt das für die Chance seines Lebens. Er befahl mir, auf der Terrasse einer vorsintflutlichen Garküche zu warten, und stürzte sich in die Menge. Ich sah, wie er sich mit den Ellenbogen durchboxte und dann im Gewirr verschwand. Als der Lastwagen, auf dessen Ladefläche sich die Galeerensklaven drängten, losfuhr, tauchte mein Vater nicht wieder auf. Er hatte es tatsächlich geschafft, angeheuert zu werden.

Stundenlang habe ich auf ihn gewartet, während die Sonne bleiern am Himmel stand. Ringsherum kauerten überall zerlumppte Gestalten mit leerem Blick und umnachteter Miene im Schatten der Baracken. Sie schienen mit unverständlicher Geduld auf etwas zu warten, das sich nirgendwo zeigen würde. Am Abend zerstreuten sie sich schweigend, müde vom Nichtstun. Zurück blieben nur die Bettler, ein paar stammelnde Irre und einige dubiose Gestalten mit verschlagenen Augen. Plötzlich schrie jemand: »Haltet den Dieb!«, und es war, als hätte man die Büchse der Pandora geöffnet. Allenthalben reckten sich Köpfe in die Höhe und schnellten Leiber empor, und ich sah mit an, wie sich eine Handvoll rauer Gesellen auf einen Jungen in Lumpen stürzte, der davonlaufen wollte. Er war der Dieb. Im Handumdrehen hatten sie ihn gelyncht. Die Schreie des Jungen und ihr Gebrüll sollten mich noch wochenlang im Schlaf verfolgen. Am Ende der Strafaction blieb im Staub nichts als der verrenkte Körper des Jugendlichen in seiner Blutlache zurück. Entsetzt fuhr ich auf, als ein Mann sich über mich beugte.

»Ich wollte dich nicht erschrecken, Kleiner«, sagte er und hob zum Zeichen, dass er es ehrlich meinte, beide Hände hoch. »Du bist schon seit dem frühen Morgen hier. Zeit, nach Hause zu gehen. Das hier ist kein Ort für dich.«

»Ich warte auf meinen Vater«, gab ich zurück. »Er ist mit dem Lastwagen davongefahren.«

»Und wo steckt er jetzt, dieser Schwachkopf von Vater? In so einer Gegend lässt man doch keinen kleinen Jungen zurück ... Wohnst du weit weg von hier?«

»Ich weiß nicht ...«

Der Mann wirkte unschlüssig. Er war ein Hüne mit behaarten Armen, einem von der Sonne gegerbten Gesicht und einem ramponierten Auge. Die Hände in die Hüften gestemmt, blickte er sich um, dann schob er mir widerwillig eine Bank hin und forderte mich auf, an einem der verdreckten Tische Platz zu nehmen.

»Es wird bald dunkel, und ich muss schließen. Du kannst hier nicht alleine herumhängen, hast du kapiert? Das ist nicht gut für dich. Hier laufen zu viele Irre herum ... Hast du was im Bauch?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Habe ich mir doch gleich gedacht.«

Er schlurfte ins Innere seiner Garküche und kam mit einem Blechteller voll dickflüssiger Suppe zurück.

»Brot habe ich keines mehr ...«

Er setzte sich neben mich und schaute betrübt zu, wie ich den Napf leer schleckte.

»Wirklich ein Schwachkopf, dein Vater!«, bemerkte er seufzend.

Es wurde dunkel. Der Wirt machte seinen Laden dicht, aber er ging nicht heim. Er hängte eine Laterne an einem Pfosten auf und leistete mir griesgrämig Gesellschaft. Auf dem dunklen Platz regten sich hier und da Schatten. Ein ganzes Heer Obdachloser nahm von der Örtlichkeit Besitz, manche saßen rings um ein Holzfeuer, andere streckten sich auf dem nackten Boden aus, um zu schlafen. Die Stunden vergingen, die Geräusche ließen nach, aber mein Vater war noch immer nicht zurück. Der Ärger des Wirts wuchs im selben Maße, wie die Zeit verstrich. Er wollte schon lange nach Hause, aber gleichzeitig war ihm klar, dass es um mich geschehen wäre, wenn er mich auch nur eine Minute alleine ließ. Als mein Vater endlich auftauchte, ganz blass vor Sorge, fuhr der Wirt ihn an:

»Was glaubst du eigentlich, wo du bist, du Schwachkopf? In Mekka? Was ist nur über dich gekommen, dass du deinen Kleinen in einer Gegend wie der hier vergisst? Selbst die härtesten Burschen sind hier nicht vor einer bösen Überraschung sicher.«

Mein Vater war so erleichtert, mich unversehrt vorzufinden, dass er die Vorwürfe des Wirts wie Nektar aufsog. Er begriff, dass er einen schweren Fehler begangen hatte und mich nie wiedergefunden hätte, wenn der Wirt sich meiner nicht angenommen hätte.

»Ich bin mit dem Lastwagen losgefahren«, stammelte er bestürzt. »Ich dachte, sie würden uns hinterher wieder zurückbringen. Aber von wegen. Ich bin fremd in der Stadt, und der Hafen ist nicht gerade um die Ecke. Ich habe mich verlaufen. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war und wie ich wieder hierher zurückkommen sollte. Ich irre schon seit Stunden durch die Gegend.«

»Du bist wohl nicht ganz dicht, Mann!«, herrschte der Wirt ihn an, während er die Laterne abnahm. »Wenn man Arbeit sucht, lässt man seine Kinder zu Hause ... Und jetzt kommt ihr beide mit mir mit, und passt bloß auf, wo ihr die Füße hinsetzt. Ein Schlangennest ist nichts im Vergleich zu dem hier ...«

»Ich danke dir, mein Bruder«, erwiderte mein Vater.

»Wofür denn? Ich habe einfach was dagegen, dass sich einer an Kindern vergreift. Ich wäre bis zum Morgen bei ihm geblieben. Allein hätte er die Nacht in diesem Natternloch nicht überlebt, da hätte ich kein ruhiges Gewissen gehabt.«

Er lotste uns ohne Zwischenfälle aus der Räuberhöhle heraus, erklärte uns den sichersten Heimweg, in großem Bogen um die verrufenen Viertel herum, und verschwand in der Nacht.

Mein Vater befolgte die Ratschläge des Wirts aufs Wort. Fortan ließ er mich in der Obhut meiner Mutter zurück. Wenn ich morgens aufwachte, war er schon weg. Wenn er abends heimkehrte, schlief ich bereits.

Ich bekam ihn überhaupt nicht mehr zu Gesicht.

Er fehlte mir.

Im Patio gab es für mich nichts zu tun. Ich langweilte mich. Da ich so gut wie allein aufgewachsen war, mit einem alternden Hund als einzigem Spielgefährten, wusste ich nicht, wie ich Anschluss an die anderen Jungs finden sollte, die sich unablässig im Hof balgten. Wie Poltergeister in Ekstase kamen sie mir vor. Jünger als ich, regelrechte Zwerge, aber sie veranstalteten einen Heidenlärm. Ich hockte auf unserer Türschwelle und sah